

Verleihung des Alfred-Hausser-Preises der VVN-BdA Baden-Württemberg Heidelberg, 21. Mai 2006

Liebe Preisträgerinnen und Preisträger, liebe Kameradinnen und Kameraden,
verehrte Gäste,

als Mitglied im Beirat, der dem Landesvorstand der VVN-BdA-Baden-Württemberg empfehlen soll und auch empfohlen hat, welchem der eingereichten Projekt der Alfred-Hausser-Preis letztlich zuerkannt werden soll, ist mir der ehrenvolle Auftrag zugefallen, damit die Arbeit der Projektträgerinnen und –träger der Integrierten Gesamtschule Mannheim-Herzogenried, die heute mit dem Preis ausgezeichnet wird, zu würdigen. Ich will dies in der gebotenen Kürze, aber auch mit Hochachtung gegenüber dem Namensgeber des Preises und mit großem Respekt gegenüber der Leistung des mit dem Alfred-Hausser-Preis 2006 ausgezeichneten Projekts versuchen. Ich möchte die anderen Bewerbungen um den Alfred Hausser Preis aber nicht unerwähnt lassen – sie haben alle ohne Einschränkung die große Ernsthaftigkeit und jenes Engagement wieder gespiegelt, die für Geschichtsinitiativen Voraussetzung sind, die der ausgeschriebene Preis in möglichst großer Zahl ermutigen will.

Wofür Name und Vermächtnis des für viele von uns unvergesslichen Menschen und politi-schen Streiters Alfred Haussers stehen, ist von Anne Rieger schon skizziert worden, in der Ausschreibung des Wettbewerbs auch beschrieben. Zwei Aspekte möchte ich jedoch nochmals hervorheben:

Zunächst ist es die Lebensgeschichte des Gewerkschafters und des Antifaschisten Alfred Hausser, der diese beiden Grundpositionen von seiner Jugend an bis zuletzt gelebt hat. Schon als 16jähriger Jugendvertrauensmann hat er gewerkschaftliche, also für andere und mit anderen zusammen politische Verantwortung übernommen, und wenig später hat er als junger Kommunist und als einer von Millionen Arbeitlosen das begonnen, was er ein Leben lang getan und später so beschrieben hat: „Ich stand mit 18 Jahren (das war 1930) mit leeren Händen da .. und dann hieß es eben kämpfen, und das habe ich getan.“ Alfred Haussers Kopf und Herz gehörten der Arbeiterbewegung, in der er sein Leben lang zu Hasse war. Gekämpft hat er gegen den heraufziehenden Faschismus – in der Legalität vor, in der Illegalität nach der Machtübergabe an die Nazis, im Zuchthaus und dem damit verbundenen Terror der Isolierhaft und der Ausbeutung als Zwangsarbeiter für einen jener Konzerne, die zu den Profiteuren des 1939 von Deutschland ausgehenden Eroberungskrieges gehören. Gesundheitlich schwer geschädigt, nahm er nach dem Scheitern aller Hoffnungen auf den Aufbau einer neuen Gesellschaft im Deutschland nach Hitler in der VVN den Kampf um die Anerkennung und Entschädigung der rasch beiseite geschobenen, bald schon wieder diskriminierten Opfer des Faschismus auf.

Dieser Kampf wurde zum großen Thema seines Lebens nach der Befreiung. Alfred Hausser hat ihn über Jahrzehnte hinweg nicht nur für Tausende Betroffene gegen Bürokratie und Ausgrenzungspolitik bis hinein in jene letzten 15 Jahre seines Lebens geführt, in denen er nochmals alle physischen und intellektuellen Kräfte für die Durchsetzung einer Entschädigung für die ehemaligen Zwangsarbeiter mobilisiert hat. Alfred Hausser hat Zeit seines Lebens gegen Unrecht angekämpft, besonders leidenschaftlich aber gegen jenes doppelte Unrecht, mit dem nach den Verfolgungsjahren das Schicksal, die Leiden und die Geschichte der toten und überlebenden Opfer des Faschismus im Sumpf der Gedächtnislosigkeit und der Missachtung entsorgt werden sollten.

Der zweite Aspekt ist: Alfred Hausser hat als Leitlinie aus seinen eigenen Erfahrungen in der Geschichte in mehr als acht Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, auch und gerade nach erlebten Niederlagen und Enttäuschungen unentwegt verfochten, ja gepredigt: „Wir müssen aus der Geschichte lernen!“ Das hieß für ihn zweierlei: die Ursachen des verhängnisvollen Wegs in den Faschismus erkennen, um dessen Wiederkehr – egal in welchem Gewand – verhindern zu können;

zum Anderen, gegen das Vergessen der Opfer, zumal derer, die Widerstand geleistet haben, aber auch gegen das Vergessen der Verbrechen und der Täter des Faschismus anzukämpfen.

„Lernen aus der Geschichte“ setzt zuallererst voraus, Geschichte nicht „schön zu schreiben“, sie nicht in einem eindrucksvollen Bilderrahmen aufzuhängen, der dann keine wirklich erlebte, erlittene und oft unbequeme Geschichte präsentiert, sondern ein Geschichtsbild, das einem Schweizer Käse gleicht mit vielen Löchern – den schwarzen Löchern des Verdrängens und Verschweigens – bis hin zu den schwarzen Löchern blanker Geschichtsfälschung.

Das vielen von uns bekannte Brecht-Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“ beginnt mit der einfachen, aber in der großen, offiziellen Geschichtsschreibung selten oder nie gestellten Frage: „Wer baute das siebentorige Theben?“, um dann eine Zeile später die Frage nachzuschieben: „Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?“

Im eindrucksvoll erhalten gebliebenen Stadtkern z.B. von Schwäbisch Hall können wir die schönen, bis zur Höhe von zehn, fünfzehn Stockwerke hochragenden Häuser – durchaus ein wenig an die Geschlechtertürme in toskanischen San Gimignano erinnernd – die Herrenhäuser also der ehemals wohlhabenden Salzproduzenten und -kaufleute bewundern. Wo und wie aber wohnten die Holz- und Siedearbeiter mit ihren Angehörigen, wo die Knechte und Mägde der Herren in der oberen Oberstadt, wie sahen der Lebens- und Arbeitsbedingungen unten am Kocher und in den Holzlagern, wie sahen deren Wohnkaten und Hütten aus?

Die Feststellung allein, dass die Sieger der Geschichte meist auch die Geschichtsschreibung beherrschen, dass die meisten Historiker - die alten, die uns aus dem römischen Imperium berichten, und die gegenwärtigen, die unsere heutigen Schulbücher und Lehrpläne schreiben - sich bewusst und unbewusst an der Geschichtsvermittlung a la Schweizer Käse beteiligt haben und damit fortfahren (Schweizer Käse schmeckt genau so gut wie geschönte Geschichtsbilder gefällig sind), hilft uns nicht weiter.

Wir müssen es schon, gewissermaßen von unten und im Bewusstsein der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, mit der von Bertold Brecht begonnenen Fragestellung halten, deshalb selbst anpacken und zum Beispiel fragen:

Wo und wie wohnten, hausten oder vegetierten die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die in oberirdischen und unterirdisch untergebrachten Fabriken für den zu unserem Glück verhinderten Endsieg des NS-Imperiums schufteten mussten, woher kamen sie, haben sie überlebt, konnten sie in ihre Heimat zurückkehren? Wie sahen die Umstände ihrer Deportation aus, konnten sie nach ihrer Befreiung und nach den geraubten Lebensjahren ein ihnen selbst gehörendes Leben aufbauen – oder waren sie gesundheitlich und psychisch ruiniert? Wer waren ihre damaligen Arbeitgeber und Bewacher? Wie haben die sich vor und nach 1945 verhalten, wirtschaftlich entwickelt und wie sich zu ihrer Vergangenheit gestellt?

Wenn wir die große Brückenbaustelle am Stuttgarter Flughafen im üblichen Stau passieren, bleibt genug Zeit, an der neuen Stahlkonstruktion den groß geschriebenen Namen der Herstellerfirma zu lesen: DONGES. Die Firma ist auf vielen Großbaustellen mit ähnlich aufwendigen Trägerkonstruktionen vertreten. Der Firmennamen steht stellvertretend für zahlreiche andere: bei Donges Stahlbau mit Sitz in Darmstadt, woher ich komme, waren von 1942 bis 1945 einige hundert Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter eingesetzt, viele aus der ehemaligen Sowjetunion. Den Firmennamen sucht man im Internet in der immerhin mehrere tausend Adressen umfassenden Liste jener Unternehmen allerdings vergeblich, die wenigstens eine geringe Einzahlung in den von der Wirtschaft eingerichteten Fonds zur allzu späten und allzu geringen Entschädigung noch lebender Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter geleistet haben. Die in hessischen Archiven

aufgefundenen Listen weisen nicht nur die von der Fa. Donges ausgenutzten Arbeitskräfte namentlich nach, sondern auch beispielsweise den Weg zweier der damaligen Zwangsarbeiter von der Firma zurück zur damaligen Arbeitsverwaltung (sie waren schwer erkrankt, also unnützlich geworden) und von dort auf dem Umweg über eine von den Nazis missbrauchte Heilstätte am Ende in die Mordeinrichtung Hadamar bei Limburg. Dort wurden sie vergast. Die Firma Donges, heute hoch angesehen und für ein Familienmitglied mit der Würde eines Ehrensensors der Universität Darmstadt ausgestattet, hat auf die Aufforderung, sich zur Frage eines Beitrags zum Entschädigungsfonds auch nur zu äußern, nie geantwortet. Sie möchte offensichtlich ihren Anteil am düsteren Kapitel Zwangsarbeit im Dunkeln lassen. Das funktioniert, so lange wir solche Geschichtsunterschlagnungen hinnehmen und nicht – auch im Gedenken an die Opfer – Licht in die Dunkelkammern des Verschweigens und Vergessens zu bringen versuchen.

Wie man dies anpacken kann, zeigt uns das Projekt Zwangsarbeit an der Integrierten Gesamtschule Mannheim-Herzogenried, an dem seit nunmehr 15 Jahren Schülerinnen und Schüler der Klassen 9 bis 13 teilnehmen. Teilprojekte der zurückliegenden Jahre haben bereits zu einer Buchveröffentlichung und zu Videofilmen geführt, die auf den langjährigen Kontakten zu ehemals deportierten Männern aus den Lothringischen Vogesen basieren. Wir werden anschließend wohl einige Beispiele sehen

Die gegenwärtig aktive Projektgruppe setzt diese Besuchsfahrten fort, führt Interviews und entwickelt derzeit aus den Erinnerungen von fast 30 ehemaligen Zwangsarbeitern eine Internetpräsentation. Geplant ist auch eine französische Version dieses Internetauftritts. Einbezogen in dieses Vorhaben sind noch nicht veröffentlichte Tagebücher von ehemaligen Zwangsarbeitern bei der Firma Lanz und weitere Aufzeichnungen zum ehemaligen Standort Heidelberg, auch Interviewaufzeichnungen zu anderen Unterbringungsorten. Am Ende soll der Internetauftritt unter der Überschrift „Zwangsarbeit im Rhein-Neckar-Raum – eine andere Heimatgeschichte“ Bestandteil der Homepage der Gesamtschule Mannheim-Herzogenried werden. Die Projektgruppe plant zudem, alle betroffenen Kommunen aufzufordern, auf ihren Internetseiten Links zur Website des Projekts herzustellen.

Die auf dem jahrelangen Kontakt zu den Zeitzeugen aufbauende Recherche, die beharrliche Pflege dieser persönlichen Beziehungen und die Verlängerung des Projekts auf die aktuelle Ebene sowohl des Internet-Mediums wie der kommunal Verantwortlichen haben den Beirat davon überzeugt, dass das Projekt „Zwangsarbeit im Rhein-Neckar-Raum – eine andere Heimatgeschichte“ ein würdiger Träger des erstmals verliehenen Alfred-Hausser-Preis ist.

Das Projekt ist nach unserer Beurteilung ein Beispiel für die erwähnte, dringend nötige „Geschichtsschreibung von unten“ – es berichtet von der Erfahrung derer, die am „siebentorigen Theben der NS-Zwangsarbeit“ mitarbeiten mussten und es hilft, diese Erfahrung zugänglich zu machen und zugänglich zu halten. Im Namen des Beirats wünsche ich der Projektgruppe und deren Leiter, Herrn Koppenhöfer, allen Erfolg auf dem noch zurückzulegenden Weg bis zur fertigen Internetpräsentation – und übergebe nun das Wort zur Preisverleihung.

(Christoph Jetter)